

Jedem Haus seine Windmühle

Jedes Haus soll seinen eigenen Stromgenerator haben. Nach diesem Motto arbeitet die amerikanische Weltraumbehörde NASA an der Konstruktion einer Windmühle, die, auf dem Hausdach installiert, billig und umweltfreundlich Strom erzeugen soll. Der erste Windgenerator ist bereits in Betrieb: zwei Scheiben von fünf Meter Durchmesser, die mehr einem Schneebesen als einer Windmühle ähnlich sehen.



דמי החזרה מונבטחים ת.א.ת.ד. 1480	P.P. שולם תל-אביב 190 Tel-Aviv-Yafa 182
--	--

ידועות של ארגון עולי מרכז אירופה
Wochenzeitung des Irgun Olej Merkaz Europa

Tel Aviv • P.O.B. 1480 • Jahrgang XLII • Nr. 15 • Preis IL. 1.— • 12. April 1974 • כ"ב ניסן תשל"ד

SCHULD UND SÜHNE FÜR DEN OKTOBERKRIEG

Die Kommission ist kein Gericht, sie brauchte also nicht jedem einzelnen der von ihr für verantwortlich gehaltenen Generalstäbler die „Strafe“ genau nach dem Masse der Schuld zuzumessen. Sie lässt jedoch keinen Zweifel daran, dass es der militärische Nachrichtendienst auf höchster sowohl wie auf unterer Ebene (an der Sinai-Front) war, den die Hauptschuld trifft. Ihnen wird vorgeworfen, blind an der vorgefassten Meinung festgehalten zu haben, dass Ägypten erst dann lösschlagen werde, wenn es in der Lage ist, Bombenangriffe tief ins Innere Israels vorzutragen und die israelische Luftwaffe auszuschalten. Aus dieser falschen Konzeption ergab sich ein Fehler nach dem anderen. Sie berücksichtigte nicht — oder nicht in ausreichendem Masse — dass die Raketen-Rüstung der Gegenseite das Bild seit dem Sechstagekrieg gründlich verändert hatte; dass nämlich die feindliche Luftwaffe gar nicht mehr offensiv tätig werden musste, um die israelische Luftwaffe auszuschalten, sondern dass die Kanalüberquerung im Schutze des von den Sowjets gelieferten Raketengürtels erfolgen konnte, der die israelische Luftwaffe weitgehend neutralisierte.

Die Kommission bestätigt, was die Spatzen bereits von den Dächern piffen: dass der Generalstab über eine ungeheure Fülle von Material über die feindlichen Vorbereitungen, Ägyptens sowohl wie Syriens, verfügte, dass er aber, stur in eingefahrenen Geleisen „befangen“, dieses Material entsprechend seiner vorgefassten Meinung falsch auswertete. Weder waren die militärischen Vorbereitungen Syriens rein defensiver Natur, wie man annahm, noch handelte es sich bei den ägyptischen Truppenbe-

Die „Zeitbombe“ ist explodiert. Mit der Veröffentlichung des Teil- oder Zwischenberichts der Agranat-Kommission ist die Diskussion um die personelle Verantwortung des Verteidigungsministers und die Gesamtverantwortung der Regierung fuer die Fehler und Versager vor Kriegsausbruch und in den ersten Tagen nach dem Kriege mit voller Schärfe entbrannt. Der Maarach droht an dieser Frage zu zerfallen, die Arbeitspartei (IAP) sich wieder in ihre alten Bestandteile aufzulösen. Der Generalstabschef hat bereits die Konsequenzen gezogen, denn die Kommission hat ihm nebst dem Chef des militärischen Nachrichtendienstes die volle Verantwortung aufgebunden. Warum aber nicht auch dem Verteidigungsminister? fragen die Kritiker des Kommissionsberichts. Warum diese ungleiche Verteilung der Gewichte, obwohl doch Mosche Dayan mindestens so stark im obersten militärischen Establishment engagiert war wie Elazar? Und warum trifft die gleiche politische Schuld und parlamentarische Verantwortung nicht die Regierung in ihrer Gesamtheit, da bei uns das Prinzip der Kollektivhaftung der Exekutive grundgesetzlich verankert ist?

Die Feststellungen des Kommissionsberichts und seine Schlussfolgerungen koennen nicht nur eine Regierungskrise auslösen (aber ist ueberhaupt noch die jetzige Regierung verantwortlich, da sie ja nach den Neuwahlen neu gebildet wurde? !), sondern eine veritable Staatskrise. Grundgesetzliche Fragen werden aufgeworfen, das Problem der militärisch-politischen Befehlsgewalt — bei uns in 25 Jahren nicht gelöst, weil niemals ernstlich durchdacht. — steht zur Debatte und bedarf einer Loesung. Fehler und Versagen gab es — darüber besteht durchweg Einigkeit von rechts bis links — nicht nur im militärischen, sondern mindestens ebenso im politischen Bereich. Ueberheblichkeit und Vertrauensseligkeit, unzureichende Kompetenzverteilung und mangelnde Kontrolle haben die Kettenreaktion ausgelöst, die bereits nach den ersten Kriegstagen zu einem „Erdbeben“ fuehrten. Der ersten Stosswelle ist nunmehr im Zuge des Kommissionsberichts die zweite gefolgt, und ihre Folgen sind noch unuebersehbar. Waehrend diese Zeilen in Druck gehen, stellt sich die Regierung dem Parlament zur grossen Debatte. Um sie in ihrer vollen Bedeutung zu erfassen, erscheint es notwendig sich vor Augen zu halten, zu welchen tatsächlichen Feststellungen die Kommission gelangt ist.

IL

wegungen um reine Manöver. Als mildernden Umstand kann die nachrichtendienstliche Abteilung des Generalstabs gewiss die Tatsache anführen, dass die Situation, wie sie sich Anfang Oktober darstellte, fast auf Haar der Lage am 21. Mai 1973 ähnelte; auch damals scheinbare Vorbereitungen der Gegner zum

Kriege, von denen man sich jedoch nicht beirren liess in der sicheren Annahme, dass es sich nur um Manöver handelte.

Dies war der entscheidende Fehler. Und für ihn trägt — nach Ansicht der Kommission — der Generalstabschef deshalb ebenfalls die Verantwortung, weil er sich blindgläubig darauf ver-

liess, dass ihn sein Stab jeweils rechtzeitig genug warnen werde, um die Mobilisierung der Reserven zu veranlassen, auch wenn die dafür erforderliche Zeitspanne geringer sein sollte als ursprünglich veranschlagt. Hinzu kam das übertriebene — sicherlich durch die früheren Erfolge Zahals genährte und gewachsene — Vertrauen in die Fähigkeit des Heeres, einen feindlichen Zweifronten-Angriff mit den Kräften des stehenden Heeres allein zurückschlagen zu können. Diese Vertrauensseligkeit fuehrte zu unzulänglichen Dispositionen bei Truppenaufmarsch und Entfaltung der Panzerwaffe, was schliesslich die Beinahe-Katastrophe auslöste. Die Kommission betont aber ausdrücklich, dass nicht die eine oder andere Fehldisposition Elazars sie zu ihrem Verdikt veranlasst hat, sondern die Gesamtheit der Einstellung und der Anordnungen, und dass selbst wenn der Generalstabschef in den späteren Stadien des Krieges Wunder vollbrachte, damit die Auswirkungen des Versagens in der Anfangsperiode des Krieges nicht ungeschehen gemacht werden.

Elazar hat sich in seinem Brief an die Ministerpräsidentin mit aller Entschiedenheit gegen diesen Kommissionsvorwurf verhalten. Er weist darauf hin, dass Zahal niemals, nicht vor seiner Zeit und nicht zu der Zeit, als er die Fuehrung hatte, ein angemessenes Gleichgewicht zwischen israelischen und feindlichen Streitkräften gewahrt hat und aus der Kommission bekannten Gruenden auch nicht wahren konnte. Um so notwendiger war die Vorwarnung, und der Generalstabschef musste sich auf den Nachrichtendienst verlassen. Der

(Schluss Seite 3)

WUNDERDROGE BEZIRKSWAHLSYSTEM

Mit absoluter Mehrheit von 61 Stimmen beschloss die Knesset die Änderung unseres Wahlsystems. Es wird aber noch viel geschehen müssen, um dieses Prinzip in die Praxis umzusetzen. Es geht dabei vor allem um die Einteilung der Wahlbezirke und um ein ausgewogenes System von Bezirks- und Landeslistenwahl. Die kleinen Parteien haben nur dann Aussicht, weiterhin in der Knesset vertreten zu sein, wenn die Stimmen, die sie in den einzelnen Bezirken erhalten, und die nicht für ein Direktmandat ausreichen, automatisch auf eine Landesliste übertragen werden, derzufolge dann die Verteilung der „Restmandate“ (voraussichtlich dreissig an der Zahl) proportional der Stimmzahl erfolgen wird. Man kann annehmen, dass es darüber noch zu heftigen Debatten kommen wird.

Prinzipiell ist sich die, wenn auch äusserst knappe, Parlamentsmehrheit darüber einig, dass das bisherige Landesproportionalwahlsystem bei uns abgewirtschaftet hat. Diese Einigkeit war aber nur zu erreichen, weil sich eine bei uns durchaus ungewöhnliche „Koalition“ von Regierungsanhängern und Oppositionsmitgliedern ergab. Die 61 Stimmen, die gemäss Grundgesetz zu einer Änderung unseres Wahlsystems notwendig sind, wurden von Mitgliedern der Arbeitspartei (IAP) und der Liberalen abgegeben plus einem Abgeordneten von Cherut (Benjamin Halevy), während der Maarachpartner der IAP, die Mapam, verständlicherweise ebenso gegen die Änderung der Wahlmethode stimmte wie die meisten Cherut-Partner der Liberalen im Likud. Die Koalitionsparteien (Religions-nationale und Unabhängige, Liberalen) gehören ebenso zu den Gegnern einer Wahlsystemänderung wie die alten und die neuen Kommunisten, während Schulamit, Alois Bürgerrechtsgruppe für die Änderung eintritt.

Oftmals schien es in der letzten Zeit, dass man sich von einer Änderung des Wahlsystems das Heil erhofft und sie als Wunderdroge ansieht, nach deren Einnahme nun alles anders und besser werden müsse. Das ist blanker Unsinn. Schuld an den unhaltbaren Zuständen bei der Aufstellung der Kandidatenlisten haben ausschliesslich die internen Parteigremien, welche willkürlich und ohne Rücksicht auf die Wünsche der Wähler die Listen zusammenstellten. Dies ist die Wurzel des Übels. Die Änderung des Wahlsystems wird aller Voraussicht nach die Parteibosse zu einer Änderung ihres bisherigen Verhaltens zwingen und Kandidaten in den Vordergrund bringen, die Kontakt mit dem Volk haben, und bei denen Aussicht besteht, dass sie diesen Kontakt auch nach erfolgreicher Wahl halten werden.

Ein Teil der Kandidaten wird, wie oben angedeutet, jedoch auch

in Zukunft über die Landesliste ins Parlament gelangen. Das ist schon darum notwendig, weil sonst etwa die arabischen Listen gar keine Aussicht mehr auf Vertretung in der Knesset hätten. Dies wäre nicht nur ungerecht, sondern auch unerwünscht. Ferner ist anzunehmen, dass das neue Wahlgesetz Reststimmenabkommen der Parteien für zulässig erklärt wird, auch dies aus der Erwägung heraus, dass den kleinen Parteien möglichst wenige Stimmen verloren gehen sollen. Das britische Beispiel wirkt abschreckend. In Grossbritannien ist infolge des absoluten Bezirkswahlsystems die Liberale Partei im Parlament seit Jahrzehnten mit nur

wenigen Abgeordneten vertreten, obwohl sie Millionen von Stimmen erhält, wie sich auch bei den letzten Wahlen wieder gezeigt hat, aber diese Stimmen fallen glatt unter den Tisch, weil in jedem Wahlkreis nur ein Abgeordneter gewählt wird und es keine Landesliste gibt, auf die die Stimmen übertragen werden können.

Unsere Parteibosse in allen Gruppen sehen die Entwicklung, die sich bei uns angebahnt hat, und die nun in das richtige Gleis kommt, mit gemischtem Gefühl. Ihre uneingeschränkte Vorherrschaft wird gebrochen. Gerade darum ist die Änderung des Wahlsystems zu begrüssen. Es wäre Illusion anzuneh-

men, dass damit nun schon alle innenpolitischen Probleme des Staates gelöst seien, und dass die Parteiführungen so weiter machen können wie bisher. Nicht wenige Parteibosse haben offenbar nur aus taktischen Gründen für den noch vor kurzer Zeit keineswegs populären Reformvorschlag gestimmt. Sie hoffen jetzt offenbar mit der Überweisung des Vorschlages an die Kommission von vielen anderen Dingen abzulenken und die Wahlrechtsreform durch endlose Debatten in der Kommission auf die lange Bank zu schieben. Es wird an den Befürwortern der Reform liegen, diese Absicht zu vereiteln.

MARTIN BIELSKI

KISSINGERS FIASKO IN MOSKAU

Als Präsident Nixon am 26. März 1972 in Moskau das erste SALT-Abkommen unterschrieb, wurde dies der amerikanischen Öffentlichkeit und den Verbündeten als ein Triumph des Friedens verkauft. „Peace in our time“ gütigte nicht mehr. Der Friede auf Generationen sollte damit gesichert sein.

Die wenigen kritischen Stimmen, die sich erhoben — vor allem die des demokratischen Senators Jackson — wurden von einer Propagandawalze plattdrückt, auf der neben den Apologeten der Nixon-Administration ihre schlimmsten Feinde — die Entspannungseuphoriker der Linken — Platz nahmen. Man ignorierte bewusst, was doch offenkundig war — dass der Präsident, der mit dem Image eines Friedenspräsidenten in die Wahlkampagne von 1972 gehen wollte, den Sowjets de facto die Hegemonie als nukleare Führungsmacht zugestanden hatte.

Dies war auch nicht mit dem Argument zu widerlegen, die numerische Überlegenheit der Sowjets an land- und seestationierten Trägerwaffen sei reichlich durch die Überlegenheit der amerikanischen Technologie kompensiert. Schon damals hielten Jackson und andere Kenner der Materie der Equipe Nixon-Kissinger vor, die Sowjetunion werde in weniger als den fünf Jahren, die diese Vereinbarung gilt, ihren technologischen Rückstand aufgeholt haben. Schon damals war auch vorauszu-

sehen, dass von diesem Augenblick an mit dem Krenl über ein definitives SALT-Abkommen über die Begrenzung strategischer Offensivwaffen kaum noch zu reden sein würde. Sie hatten über SALT I nicht verhandelt, um durch Rüstungsbegrenzung den Verbraucherrwünschen des Sowjetvolkes zu dienen, wie es sich manche unbelehrbare „Experten“ im Westen einredeten. Sie hatten darüber verhandelt, um falsche Hoffnungen bei den Rüstungsgegnern in Amerika zu wecken und um die fünf Jahre zum Ausbau einer technisch ebenbürtigen und zahlenmässig weit überlegenen Atomsmacht zu nutzen.

Die Genfer Verhandlungen, die suspendiert sind, treten infolgedessen seit vorigen Jahres auf der Stelle. Man ist bei ihnen keinen Zentimeter vorwärts gekommen. Das Kommuniqué, das Kissinger aus Moskau mitbrachte, ist von erschütternder Kargheit. Wie es versichert, sind sich die beiden Seiten einig, dass „Möglichkeiten“ einer für beide Teile akzeptablen Lösung weiter bestehen — ein dürrtiger Schleier um das erste, diplomatische Fiasko, das Amerikas brillanter Aussenminister erlitten hat. Als kleines Trostpflaster geben ihm die Sowjets das Versprechen mit auf den Weg, dass noch mehr russische Juden als bisher nach Israel auswandern dürfen. Aber dieses Versprechen bleibt an die Liberalisierung des Osthandels gebunden, die der durch Wa-

tergate geschwächte Präsident dem widerstrebenden Kongress nicht abringen kann. Schon seit Wochen war der Sowjetführung anzumerken, dass sie sich überlegt, ob es sich noch lohnt, auf Nixon zu setzen, für den die Entspannung und das gute Verhältnis zu Moskau bisher eine seiner letzten Stützen war.

Offenbar kam der Krenl zu dem Schluss, dass aus dem Präsidenten für die sowjetischen Hegemonie-Interessen nichts mehr herauszuholen ist. Bei der Sowjetführung muss das Umdenken schon im Herbst begonnen haben, als sie eindeutig die Abmachung vom Juni verletzend, die ägyptische Südoffensive aus dem Hintergrund dirigierte und ermöglichte. Es ist jetzt klarer zu erkennen als damals, dass der 25. Oktober, an dem beide Grossmächte einander mit der Intervention im Nahen Osten bedrohten, ein psychologischer Wendepunkt in ihren Beziehungen gewesen war. Damals trug die Entspannungspolitik Flecken davon, die von keiner diplomatischen Reinigungsanstalt ganz entfernt werden können — auch nicht von Henry Kissinger und seinem Staatsdepartement. Es gelang ihm nicht einmal, Breschnjew zu massigender Einwirkung auf die widerspenstigen Syrer zu bewegen.

Diese negative Bilanz wird Nixon nicht von seinem für Juni geplanten Besuch der Sowjetunion abhalten — ein Schauakt seiner Aussenpolitik, den er in seiner gegenwärtigen Bedrängnis doppelt nötig hat. Viel kann dabei unter den gegenwärtigen Umständen nicht herauskommen. Natürlich lässt sich auch dieses Unternehmen mit einigen wirtschaftlichen, kulturellen oder sonstigen Fassadenschmuck dekorieren. Aber keine Zusammenarbeit auf sekundären Gebieten zwischen den beiden Grossmächten ist von Belang, wenn sie sich in dem einzigen Punkt nicht verständigen können, auf den alles ankommt.

(SAD)

Abonnieren Sie unser

MB

für Ihre Freunde im Ausland

GEDANKEN ZUR EIN- UND AUSWANDERUNG

Zahlen haben nur Bedeutung, wenn sie einen Tatbestand mit Genauigkeit darstellen helfen. Das umgekehrte haben wir in letzter Zeit bei den Berichten über die Auswanderung erlebt.

Da erscheint irgendwo in der Auslandspresse eine Nachricht, dass 20 (!) Prozent der israelischen Bevölkerung an Auswanderung denken. Das würde ein Fünftel der Bevölkerung umfassen, und man muss sich die Folgen — Verlust von Menschenkraft, Kapital, Initiative, Verteidigungsmöglichkeiten nur einmal vorzustellen suchen, um zu verstehen, was das bedeuten würde.

Was heisst das aber, dass man an Auswanderung „denkt“? Niemand gibt darauf eine klare Antwort und kann sie auch gar nicht geben. Viele von uns haben in den letzten Monaten, wenn ein neues Unglück oder ein neuer Skandal eine Welle der Empörung oder des Missbehagens auslöste, ausgerufen: „Das nicht! Dann wandere ich aus“. Aber wie viele von uns sind dann wirklich zum Reisebüro gegangen, um sich über Flüge und Visazwang zu erkundigen oder haben sich nach Arbeitsmöglichkeiten „draussen“ umgesehen oder gar praktische Vorbereitungen zum Auswandern getroffen?

Fraglos beruht ein grosser Teil der Gerüchte über die angeblich bevorstehende präzedenzlose Auswanderung auf blossen Stimmungen. Man fühlt sich unbehaglich in der gegenwärtigen Situation und denkt, dass es vielleicht woanders besser wäre. Viele junge Menschen, die den Erinnerungen der Kriegsschrecken entgehen wollen, denken an Studien im Ausland. Viele Eltern schenken ihren Söhnen sozusagen als Pflaster auf die Wunde der Kriegserlebnisse eine Auslandsreise. Aber Massenauswanderung? Die Zahlen des Innenministeriums für Passausstellungen, die Berichte der Reisebüros sprechen dagegen. Freilich ist es noch zu früh, um zu einem abgewogenen Urteil zu gelangen. Denn noch ist die ökonomische Situation, die immer bei der Emigration eine entscheidende Rolle spielt, noch durchaus erträglich, und überdies pflegt man sich einen solch entscheidenden Schritt wie die Auswanderung zwei Mal zu überlegen. Die Berichte aus Europa und Amerika zeigen zudem, dass die Zeiten

des Wirtschaftswunders vorbei sind, und dass es nicht so leicht ist, das Schlaraffenland zu finden, von dem viele träumen.

Es wird überdies leicht vergessen, dass wir in früheren Perioden grosse Auswanderungswellen überstanden haben. Von den ersten Alijot vor dem ersten Weltkrieg ging der überwältigende Teil der Ankömmlinge wieder zurück. In den zwanziger Jahren erlitt die Einwanderung aus Polen so jämmerlich Schiffbruch, dass man sogar an eine organisierte Auswanderung dachte (sie freilich nie in Angriff nahm). In den guten Jahren vor dem Sechstagekrieg sind Zehntausende von Studenten in Amerika hängen geblieben. Was aber die heutige Diskussion über die eventuelle Auswanderung so gefährlich macht, ist, dass sie sozusagen salonfähig wird. Auswandern war bisher etwas, wobei man ein schlechtes Gewissen hatte. Es besteht die Gefahr, dass es „modern“ werden könnte.

Warum diese betrübliche Erscheinung? Sie ist nur zu einem Teil mit dem Kriegsschock zu erklären. Eine wichtigere Rolle spielt das allgemeine Unbehagen, die Unzufriedenheit mit dem Regime, der Widerwille gegen den hier jetzt herrschenden Lebensstil. Es ist uns 1948 militärisch und materiell viel schlechter gegangen als heute, aber es gab nicht die gegenwärtige Einstellung, die an Kritik eine geradezu krankhafte Freude findet. Entscheidend für die Auswanderungsgerüchte ist neben Kriegsschrecken und Desillusionierung die negative Haltung, die mangelnde Rücksichtnahme auf den Nebenmenschen, das Fehlen an Kooperation, an Freundlichkeit und Höflichkeit, man möchte fast sagen: die ständige Konfrontation mit einem unbefriedigenden Alltag.

Dies ist die Nahtstelle, an der das Unbehagen über die Auswanderungswelle mit der Enttäu-

schung über mangelnde Einwanderung zusammentrifft. Wir haben immer gewusst, dass Israel für zwei Typen von Menschen besteht: für solche, die es als Friedenshafen brauchen, und für diejenigen, dies es als Land der Verheissung ersehnen. Als die Läger nach dem zweiten Weltkrieg in Europa geräumt und auch aus islamischen Ländern die meisten Juden weggezogen waren, wandte man sich dem freien Westen als dem Reservoir für Einwanderung zu. Und hier kam die Enttäuschung. Es genügte eben nicht, den Juden aus freien Ländern Privilegien bei Ueberführung und Einkauf von modernen Apparaten und Maschinen zu gewähren. Sie beklagten sich vor allem, dass man sie nicht wirklich als Brüder und Freunde aufnahm, sie stiessen sich an unseren „sabischen“ Sitten und Gewohnheiten. Jetzt ist die Zeit gekommen, eine Generalüberprüfung vorzunehmen, sowohl für Einwanderungs- wie für Auswanderungskandidaten.

Demonstrationen, die einfach nur „andere Führung“ verlangen, können nur den Weg für etwas Neues bahnen. Aber was ist das Neue?

Niemand wird von den jungen Offizieren, die aus dem Krieg zurückkommen, einen fertigen Plan für eine Reform finden, und auch von Professoren und Dozenten, die sich jetzt in die Politik einschalten wollen, haben wir bisher mehr Kritik als positive Vorschläge gehört. Aber wir werden nicht um ehrliche und scharfe aussenpolitische und innenpolitische Auseinandersetzungen herumkommen, wenn wir aus dem Unbehagen und der fast psychotisch anmutenden Freude an der Kritik herauskommen wollen. Mit dem Moment, wo ein positives neues Programm herausgearbeitet ist, dass des Schweisses der Edlen Wert ist, wird das Land für die Einheimischen wieder seinen Glanz und für die Juden draussen wieder seine Anziehungskraft erhalten.

Gerda Luft

Aus der jüdischen Welt

RESTAURIERUNG DER „SCOLA TEDESCA“

Ein ungenannter Spender hat für die Restaurierung der „Grande Scuola Tedesca“ im Ghetto von Venedig, 300 000 DM gespendet. Die insgesamt durch die allgemeine Lage Venedigs notwendig gewordenen Restaurierungsarbeiten der schönsten Synagoge des Ghettos, des ältesten in Europa, belaufen sich auf insgesamt rund 500 000 DM. Mit Hilfe dieser Spende kann die Arbeit beginnen. (db)

STADT FULDA BESCHLIESST SPENDE FÜR JUEDISCHE SCHULE

Die Stadt Fulda hat in ihrem Kulturretat 1974 für die früher dort

beheimatete jüdische Rabbinatschule „Kol Torah“ eine Spende in Höhe von 50 000 Mark vorgesehen. Das Geld kann jederzeit nach Massgabe der jetzt in Israel ansässigen Schulleitung abgerufen werden. Voraussichtlich soll die Spende zur Mitfinanzierung von Erweiterungsbauten dienen, deren Erstellung in Kürze beginnen. Wie ein Sprecher der Stadtverwaltung Fulda mitteilte, ist die Spende nicht als Wiedergutmachung gedacht, sondern soll die fortdauernde Verbindung Fuldas zur „Kol Torah“ unterstreichen. Bis 1939 war die Rabbinatschule in Fulda beheimatet. Der letzte der Fuldaer Rektoren, Rabbi Kunstadt, verlegte „Kol Torah“ nach Jerusalem. Noch heute stammt ein beträchtlicher Teil der gegenwärtig rund 300 Rabbinerkandidaten von früheren Fuldaern ab.

NEUES BUCHENWALD-MUSEUM

Im ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald wurde damit begonnen, ein von den Nationalsozialisten als sogenannte Effektenkammer benutztes Gebäude zu einem neuen Lagermuseum umzubauen. Damit wird in Kürze der Ausstellungskomplex um das Zohnfahne grösser sein als das jetzige Buchenwald-Museum. Diese Gedenkstätte wurde im vergangenen Jahr von rund 408 000 Menschen aus aller Welt besucht. (db)

Redaktion: Tel-Aviv, Rambamstr. 15, P.O.B. 1480, Tel. 61 44 11, Herausgeber: Bitan Ltd., Tel-Aviv, Rambamstr. 15. Verantwortlich: Dr. Hans Tramer, Tel-Aviv. Registriert als Zeitung beim Hauptpostamt Jerusalem. Druck: Arieli Press Ltd., Tel-Aviv.

הלשכת שירות לביטוח
Hamishmar Insurance Service

משרד הביטוח
המצטיין בשירות ויעילות
יהודים בסוגם בישראל
זה יותר מ־30 שנה

יְרוּסָלַיִם תְּלֵאבִיב תְּלֵאבִיב
114 ארבעים ואחד 11111 11111

Das Klischee von der unheiligen Welt

„Spiegelbild und Zerrbild hiess der Titel der „Erwägungen zum Selbstbewusstsein und zur Selbstkritik unserer Epoche“, die der Schriftsteller Mandel Sperber kürzlich in einem Referat vortrag. Ihm entnehmen wir die folgenden Auszüge:

Man kennt die Neigung alter Leute, ihr hoffnungsloses Heimweh nach der unwiederbringlichen Jugend mit dem Glauben an das verlorene Paradies, an die gute alte Zeit zu verbinden. Die auf hierarchischer Unterordnung beruhende Ordnung, die Unwandelbarkeit der Beziehungen zwischen den Generationen — all das hat es in der Vergangenheit gegeben, glauben sie, glaubt die Rechte, und dass die verderbte Gegenwart alle heiligen Güter zugleich mit der „natürlichen“ Ordnungs- und Autoritätsgläubigkeit zu zerstören droht. Der Linken bleibt solche Nostalgie fremd, denn ihr Paradies gehört nicht der Vergangenheit an, sondern der Zukunft, sofern sie paradiesische Zustände überhaupt für möglich oder auch nur wünschenswert hält. Es ist daher höchst bemerkenswert, dass heute junge Menschen, die extrem links zu sein vorgeben, sich auf dem Gemeinplatz des verlorenen Paradieses der extremen Rechten zugesellen.

Um zu wissen, wie unheil diese Welt wirklich ist, muss man sie mit jenen vergleichen, denen sie nachgefolgt ist, und nicht etwa mit einem Idealbild, also auch nicht mit einem hypothetischen, zukünftigen Paradies. Das wäre ebenso sinnwidrig und zerstörerisch, wie wenn man die Menschen danach beurteilen wollte, ob sie in Geist und Seele Engel oder zumindest Heilige sind.

Die soziale, die seelische und körperliche Erniedrigung war auf dem ganzen Erdenrund das unentrinnbare Schicksal all jener, die nicht zu den herrschenden Schichten gehörten. Das währte Jahrtausende und währt in vielen Ländern noch heute. Die Bedrückten und Ausgebeuteten fanden es natürlich, dass es Ausbeuter gab, und in ihren kühnsten Stunden träumten sie davon, dass sie oder zumindest ihre Nachkommen einmal zu den Reichen gehören könnten, doch sie unterwarfen sich den Bedrückern. Die Gewalt durchdrang alle Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, zwischen den Geschlechtern, zwischen den Herren und allen, die es nicht waren. Im christlichen Europa, doch nicht nur da, leerten sich die Häuser, die Märkte, die Kirchen und die Kaschemmen jedesmal, wenn mitten in einer Stadt ein Mensch öffentlich ge-

demütigt, verkrüppelt, gevierteilt, zerrissen, verbrannt, in grausamer Weise zu Tode gebracht wurde. Diese Vorgänge wären in der guten alten Zeit das verlockendste Spektakel, zu dem es alle, alle unwiderstehlich hinzog.

Häufige Hungersnöte, Epidemien und Kriege sicherten das demographische Gleichgewicht, indem sie einen bedeutenden Bevölkerungszuwachs verhinderten, für den es nicht genug Nahrung gegeben hätte.

Vergleiche dieser Art bieten sich in allen Ländern, in allen bisherigen Gesellschaftsordnungen unbegrenzt an. In dem stets sorgfältig der Nachwelt überlieferten Bild, in dem bisher jede Gesellschaft sich selbst darzustellen wünschte und sich bis zu einem gewissen Grad auch wirklich erkannte, wurde fast niemand von jenen sichtbar, die im Schatten lebten, die zum Beispiel auf der Bühne nur als Rüpel oder Bediente, doch nicht als Helden, nicht als Liebende erschienen oder nur dann, wenn man über sie lachen durfte...

So viel besser als die Welt des 19. Jahrhunderts die unsere auch sein mag, eine gute ist sie nicht. Ich weiss nicht, ob und wann es sie jemals geben wird. Die Menschheit steckt noch immer in ihren Anfängen, doch nähert sie sich jetzt recht schnell dem Zeitpunkt, da sie den Kindergarten verlassen wird. Wir werden über die Anfänge aber erst dann wirklich hinauskommen, wenn das energetische Problem auf dem ganzen Erdenrund gelöst sein wird, so dass nirgendwo ein Mensch mehr hungern, frieren, wehrlos Naturkatastrophen und Epidemien ausgesetzt sein wird. Auf gefährlichen Umwegen bewegen wir uns auf das Ziel der Abschaffung aller materiellen Not zu: dank der Atomkernschmelzung und schliesslich der industriellen Ausnutzung der Solarenergie. Das sind die Voraussetzungen für einen Zustand, den das Menschengeschlecht erreicht haben muss, ehe es endlich beginnen kann zu reifen...

Verlust des Niemandlands

Im Unterschied zu dem falschen Glück jener ersten Vorkriegsjahre handelt es sich in unserer Zeit nicht etwa um das Hegelsche unglückliche Bewusstsein „des Lebens, seines Daseins und Tuns, das der Schmerz über das Dasein und Tun ist“, sondern einfach um den Verlust des Niemandlandes, in dem der vielgenannte elfenbeinerne Turm sich hoch über aller miserablen Wirklichkeit erhob, so hoch, dass sie unscheinbar und schliesslich unsichtbar wurde. Dieses wohlgepflegte, gut approvisionierte Niemandland ging verloren, als — mit einer kalendrischen Verspätung von 14 Jahren — unser Jahrhundert begann.

Mit dem Ersten Weltkrieg brach die tägliche Weltgeschichte in das Leben jedes denkenden, vor allem jedes intellektuell tätigen Menschen ein. Seither kann niemand der Verantwortung für relevante Geschehnisse ausweichen, denn sie erlauben niemanden ein unbeteiligter Zeuge zu bleiben; man ist gezwungen, Komplize und schuldig oder aktiver Gegner zu werden. Gegner wessen? All dessen, was der Hirnvernebelung, was der Lüge dient. Man weiss, wie gross die Zahl jener Intellektuellen war, die zumindest in den ersten Kriegsjahren die Vergewaltigung der Wahrheit verübt oder gerechtfertigt haben. Und wie wenige es waren, die damals gegen den Strom zu schwimmen wagten.

Als die Sintflut von Blut und Dreck verübte, als der Erste Weltkrieg, der sinnloseste aller Zeiten, endlich ein Ende nahm, wuchs nicht nur die verspätete Einsicht in die Nutzlosigkeit solcher Massenmorde des europäischen Bürgerkrieges, wie Napoleon ihn genannt hätte. Gleichzeitig fasste man Hoffnung auf die nahe Verwirklichung der kühnsten Utopien; Millionen von Menschen waren bereit, für sie ihr eben erst gerettetes Leben

neu einzusetzen — damit endlich Friede, damit der ewige Friede fortlieb herrsche.

Betrogene Sieger

Wie auch immer man Ursache, Grund, Anlass und Ziel der kriegsführenden Mächte von 1914—1918 definieren mag, eines steht fest: Der Triumph hat die Sieger schändlich betrogen; denn sie waren ausgegangen, dank diesem letzten Krieg, *la dernière des dernières, the war to end wars*, die Demokratie in der ganzen Welt zu sichern, sagten sie: *to make the world safe for democracy*. Sie waren entschlossen, die imperialistischen Konflikte endgültig zu regeln. Was auch immer die tatsächlich angestrebten oder die vorgeblichen edlen Ziele waren, fast jedes von ihnen ist zweifellos erreicht und fast keines dauerhaft verwirklicht worden. Statt demokratischer Regime breiteten sich Diktaturen auf dem ganzen europäischen Kontinent aus. Der Nationalismus, dessen Ende nicht nur die Marxisten angekündigt hatten, verband sich immer mehr und mehr mit jener bornierten, rückwärts gewandten faschistischen Utopie, die immer grössere Massen in Bewegung setzte und schliesslich mit dem Nationalsozialismus zu einer schlechthin unbeschränkten Macht gelangte. Im Oktober 1917 hiessen die utopischen Sieger Lenin und Trotzki, zwischen 1918 und 1939 hiessen sie Mussolini, Stalin, Hitler. Es gibt wohl kaum „welt-historische Individuen“, um mit Hegel zu sprechen, die durch die Folgen ihrer grössten Siege so furchtbar desavouiert worden wären wie Lenin und Trotzki.

Ist es möglich, dass was 1945 nach Hitlers Selbstmord geschah, und dass was andererseits durch Chruschtschows Rede nach Stalins Tod zumindest drei Jahre zu spät, allen Kommunisten und allen friedliebenden Menschen als die einzig richtige, einzig zulässige Beurteilung des vergötterten Djugaschwili aufgezwungen wurde — ist es möglich, dass diese Amokläuferei der totalitären Diktatoren und dann der entlarvenden totale Zusammenbruch ihre Anhänger und Mitläufer in einen Zustand versetzt hat, in dem sie sich ihrer nahen Vergangenheit und damit selbst mit allen Kunstgriffen entfremden mussten? Man denke hier nicht nur an jene, die einmal fanatische Nazis oder an jene, die ebenso fanatische Stalinisten gewesen sind, denn in Wirklichkeit ist auf beiden Seiten die bewusste und unbewusste *Komplicenschaft der Nicht-organisierten* ungeheuer gewesen:

(Fortsetzung nächste Seite)

Es lohnt sich im „MB“ ständig zu inserieren.

Alleinige Anzeigenannahme:

Israel Advertising Agency

FEINER & YOSSEF

Tel Aviv, Allenby Rd. 94

Zimmer: 334 • P.O.Box 4111 • Tel. 5615041

Geschichte aus Inschriften

Das Klischee

Ein junger Historiker, Reinhard Hesse, hat in dem von ihm selbst gestalteten, vom Amt der kleinen westfälischen Stadt Warstein 1970 herausgegebenen Bildband „Hausinschriften“ — als Nebenprodukt — auch Aufnahmen von Grabsteinen auf dem dortigen jüdischen Friedhof veröffentlicht. Die Inschrifttexte, die hebräischen Übersetzungen von Landesrabbiner Emil Davidovic, Dortmund, sind gut lesbar. Die Steine, zwar nicht sehr alt, sind immerhin Zeichen der Erinnerung an in den letzten 100 Jahren in Warstein und Umgebung verstorbene jüdische Bürger. Jedenfalls ist Hesses Unternehmen guten Willens ein (weiterer) Beweis dafür, dass die Möglichkeit besteht, jüdisch-historisches und jüdisch-genealogisches Material aus Grabinschriften zu gewinnen, das heisst Geschichte aus Inschriften, gleichsam zu rekonstruieren.

Welche Rolle insbesondere älteren jüdischen Grabsteinen für die jüdisch-historische Forschung zumindest in Deutschland zukommt, haben einige Wissenschaftler längst erkannt. Aus den letzten Jahrzehnten sind einige Ansätze in dieser Richtung zu verzeichnen: Professor Dr. Eugen Ludwig Rapp (Mainz) nahm kunst- und kulturhistorisch wertvolle Grabsteine mit ihren Inschriften in Wertheim/Main auf. Rabbiner Dr. B. Brilling (Münster/W.) und Professor Bücher (Mainz) führten in einzelnen Fällen ähnliche Forschungen in Westfalen und Worms durch. Grabstein-Inschriften bleiben aber nicht auf Ewigkeit lesbar. Deshalb sollten sich die zuständigen Instanzen, ehe es zu spät ist, ernsthaft überlegen, was zu tun ist, um ein solches Programm, wenn auch nur in bestimmten Grenzen, systematisch durchzuführen. Zu beachten ist, dass das Jahr 1975, wie auf einer Europarat-Konferenz in Zürich im Juli 1973 beschlossen, im Zeichen des europäischen Denkmalschutzes steht. In einer grossangelegten Aktion wollen die beteiligten Länder, zu denen auch die Bundesrepublik gehört, mit allen nur denkbaren Massnahmen eine Bestandsaufnahme des architektonischen Erbes auf dem Alten Kontinent vornehmen und seine Erhaltung sichern. Es fragt sich, ob es nicht möglich sein sollte, in diesen weitgesteckten Rahmen auch die wiederholt vorgetragene Forderung nach systematischer Aufnahme jüdischer Grabsteine in Deutschland einzubeziehen.

Widerstand und Verfolgung

Wie schwierig es ist, Widerstand und Verfolgung, zwei nach Ausmass und Intensität unterschiedliche politische Aktionen,

unter einer Hut zu bringen, zeigt die Ausstellung „Widerstand und Verfolgung in Köln 1933—1945“ (bis zum 28. April im Historischen Archiv der Stadt zu sehen). Der Widerstand „äiniger Mütiger“, von denen der Oberbürgermeister bei der Eröffnung sprach, führte zu einer individuellen Verfolgung, während die Judenverfolgung der frontale und massive Angriff auf eine ganze Minderheitsgruppe war. So erschütternd das Ergebnis für Köln war — von den rund 18 000 Juden Ende 1932 wurden schätzungsweise 11 000 zu Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung —, die Ausstellung sagt darüber nichts aus. Im Verhältnis zu dem gewaltigen Verlust an Menschenleben ist sowohl die Dokumentation des Schicksals der Kölner Juden, dargestellt an 50 Schriftstücken, Drucksachen und Fotos vor allem aus der Kriegszeit, als auch ganz besonders das entsprechende Kapitel des städtischen und im allgemeinen gut kommentierenden Katalogs dürftig ausgefallen (24 von insgesamt 400 Seiten). Zum Verständnis notwendig gewesen wäre hier eine kurz einführende Information über das Leben und

Wirken der Juden in Köln (im 19. und 20. Jahrhundert, wirtschaftliche und soziale Struktur, nahinhabende Repräsentanten). Es fällt auch auf, dass unter den abgebildeten Gedenkstätten für die NS-Opfer in Köln das im Juni 1948 auf dem jüdischen Friedhof in Bocklemünd eingeweihte Mahnmal zur Erinnerung an jene Elftausend fehlt, und unter den im Bild festgehaltenen Nazi-Opfern befindet sich kein einziger Glaubensjude.

Auch in Bayern sind gewisse Vorarbeiten für ein Forschungsprojekt „Widerstand und Verfolgung 1933—1945“ im Gange; zu diesem Zweck haben sich Vertreter aller hierfür zuständigen staatlichen Instanzen, wissenschaftlichen Einrichtungen und politischen Organisationen in einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, — aber es dürfte geraume Zeit vergehen, bis erste Teilergebnisse des Projekts sichtbar werden. Hoffentlich gelingt es bei diesem Vorhaben, Widerstand und Verfolgung im vorstehend gekennzeichneten Sinn begriffs- und aktionsmässig, klar und ausgewogen voneinander zu scheiden.

E. G. L.

Alfred Bernheim, ein Fotograf, der es ernst nahm

Vor etwa einem Monat verchied in Jerusalem der Fotograf Alfred Bernheim. Er wurde vor 89 Jahren in Tingen (Südbaden) geboren, wuchs in Karlsruhe auf und lebte später u. a. in Düsseldorf und Berlin. Auf dem ersten Jerusalem Foto-Triennale im Israel-Museum, das voriges Jahr stattfand, wurde dem seit 40 Jahren hier lebenden und wirkenden Künstler eine besondere Ehrung zuteil, wobei aber der bereits Schwachkranke durch seine langjährige Mitarbeiterin und Nachfolgerin Ricarda Schwerin vertreten war. Diese bedeutende Veranstaltung stand unter dem Zeichen des „concerned photographer“, des Fotografen, der es ernst nimmt. Bernheim gehörte nicht eigentlich zu dieser Kategorie in dem heute üblichen Sinne: in seinem riesigen Archiv wird man kaum menschlich erschütternde Kriegs- oder Hungerszenen finden, auch recht wenig Bilder von chaluzischen oder orientalischen Typen, wie sie hierorts so beliebt sind. Es ging ihm bei seiner Kunst weniger um das „Was“ als um das „Wie“ der Fotografie, und das nahm er allerdings ausserordentlich ernst. Sein Ausgangspunkt war die Architektur sowie die Kunstgeschichte. Sein erster Posten als Fotograf war bei der Verwaltung der ehemaligen kgl. preussischen Schlösser, und hierzulande war er

eng mit dem alten Bezalel-Museum verbunden.

Sein magnum opus sind wohl die Bilder der Steine der Klagemauer, wie sie vor der Teilung der Stadt aussahen, und die heute eines der Prunkstücke im Knesset-Gebäude darstellen. Schmunzelnd pflegte der Verstorbene zu erzählen, einmal sei ein junges Mädchen zu ihm gekommen mit der seltsamen Bitte, so fotografiert zu werden wie die Klagemauer! Sie hatte das Geheimnis der Kunst Bernheims intuitiv erfasst: er „sah“ die Seele der Steine einerseits und die Architektur des menschlichen Antlitzes andererseits, und so wie er oft monatelang auf die richtige Licht- und Schattensituation eines Gebäudes wartete, so bereitete er sich auch sorgfältig auf Porträts vor: er verbrachte viele Stunden auf der Zuhörertribüne der Knesset, um David Ben Gurion zu beobachten, ehe er ihn zu dem klassischen Porträt einlud, das jetzt die Gold-Münze ziert und voraussichtlich auch die Gedenkbriefmarke schmücken wird. Auch das Porträt Weizmanns auf der IL 50-Note sowie die Bilder Henrietta Szolds und Mosche Scharetts auf den Briefmarken stammen von Bernheim.

Bernheim war ein ausgesprochen freigeistiger Zionist, hatte aber eine fast mystische Sehnsucht

(Fortsetzung) nach dem Berge Sinai, Komplizen aus Überzeugung oder aus Hass gegen jene, die von den Herrschenden erbarungslos verfolgt wurden, oder aus Bewunderung für die scheinbar unabreissbare Kette von Erfolgen, aus Angst, sich auf der Seite der Schwächeren, der Verdächtigten und Verfolgten, von heute und der Vernichteten von morgen zu befinden. Die Laien, die Gleichgültigen verstanden jedenfalls eines: sie taten am besten, keinen Laut gegen jene zu sagen, die ihnen eines Tages unangenehm und sogar gefährlich werden könnten.

Diesen Sachverhalt rufe ich in Erinnerung, weil es nun gilt, die Frage zu beantworten: Was ist denn mit all diesen Leuten, den Fanatikern und den Mitläufern nach der Zertrümmerung der Götzenbilder geschehen, was ist in ihnen vorgegangen? Welches Vertrauen zur eigenen Urteilskraft, zu ihrem Mut, zu ihrem geistigen Anstand mögen sie noch bewahrt haben?

Ich glaube, dass das zeitgenössische Phänomen der frenetischen Entwertungstendenz auf engste mit der Antwort verbunden sein dürfte, die man auf jene Frage geben kann. Diese Tendenz, die von ultralinks und ultrarechts bis in die gemässigten Schichten vorgedrungen ist, stellt je nach der Generation eine mittelbare oder unmittelbare Auswirkung der totalitären Regime, eine Nachwirkung traumatisch desavouierter Enthusiasten, eine misslungene Metamorphose von Hoffnungen dar, zu denen man sich nicht mehr, nicht einmal vor sich selbst zu bekennen wagt. Man weiss, eine Nachkriegszeit ist nicht eine Friedensperiode; wir leben in einer post-totalitären, also noch totalitär infizierten Aera.

Posttotalitäre Aera

In der unablässigen, totalen Verdämmung unserer „unheilen“ Welt äussert sich, eher unbewusst als bewusst, fast immer der Wille zu einer negativen Gleichung: Die gegenwärtigen Zustände sind so schlimm, dass jene anderen, die totalitären gar nicht schlimmer gewesen sein können. Es ist Jacke wie Hose, das eine so übel, wie das andere gewesen ist — gewesen sein soll, sagen die Jungen, die gar nicht aus eigener Erfahrung vergleichen können. (Schluss folgt)

nach dem Berge Sinai, da seine Familie mütterlicherseits Sinauer hiess. Er hat aber den legendären Berg nicht besucht.

GABRIEL STERN

MODERNSTE KUNST, WOHIN?

Immer wieder haben in den letzten Jahren bedeutende Kunstverlage den Versuch gemacht, durch technisch ausgezeichnet herausgebrachte Bücher die modernste Kunst einem breiten Publikum näher zu bringen. Dies gilt auch vom Verlag DuMont Schauberg's: Art Annual 73-74. Neue Namen neue Tendenzen. Eine internationale Auswahl von 53 Künstlern aus 18 Ländern, herausgegeben von Willem Sandberg, der bei Entstehung und Entwicklung des Israel-Museums entscheidend mitgewirkt hat.

Das Jahrbuch „73-74“ enthält interessante Versuche junger unbekannter Künstler mit neuen Stoffen, z. B. präparierten fluoreszierenden acrylischen Flecken auf Leinwand oder metallischen Flecken auf Aluminium, Werke der 23-jährigen Amerikanerin Mary Corse, sowie die Zeichnungen des 31-jährigen Holländers Jeroen Henne-man oder der reizvoll gezeichnete kleine Kopf des 26-jährigen Italieners Gino de Dominicis. Bei den meisten in dem Buche gebrachten Werken fragt aber der Betrachter verwundert: Was hat das eigentlich mit Kunst zu tun? Die dargestellten Werke sind meistens sehr sophisticated, mit mehr oder weniger geistreichen Erklärungen der Künstler; von immanentem künstlerischem Trieb, der nach Ausdruck ringt, ist wenig zu entdecken. Auch für den, der von Ausstellungen moderner Kunst auf allerlei gefasst ist, gibt es erstaunliche Beiträge: Der knapp 30-jährige Pariser Christian Boltanski z. B. gibt als sein „Kunstwerk“ 8 Kinder und Jugend-Photos von seinem 3. bis 17. Jahre aus einem alten Familienalbum und versucht auf den folgenden beiden Seiten langatmig zu erklären, warum diese Photos für seine künstlerische Entwicklung so wichtig sind, nämlich diese Photos ihn auf seine eigenen persönlichen Erinnerungen zurücklenken hätten.

Uns in Israel berührt vor allem, was von israelischen Künstlern in dem Buche gebracht wird, zumal da in einer Schlussbemerkung Sandberg angibt, die beiden israelischen Künstler Benni Efrat und Avital Gewa sowie ihre Werke seien ausgewählt von Yona Fischer, dem Kurator für moderne Kunst im Israel-Museum, — so dass wir vielleicht ahnen können, was uns im Museum in Zukunft bevorsteht.

Der 37-jährige Benni Efrat, der jetzt in London lebt, und dem in dem Buche sogar 6 Seiten (statt der sonst üblichen 4) gewidmet sind, bringt auf der ersten Seite seines „künstlerischen Beitrags“ den Wortlaut des folgenden Briefes, den er an einige Künstler gerichtet hat: „Would you please exchange these lines for one of yours to be used in a drawing. B. Efrat“; und auf den folgenden 5 Seiten dann die Antworten der Künstler:

Zwei Text-Antworten, eine Linienzeichnung, die an das unendliche Bandornament der Völkerwanderungszeit erinnert, schliesslich das Faksimile eines dritten Briefes und auf der Gegenseite ein durchstrichenes und völlig unverständliches Gekritzelt in derselben Handschrift. Mit Kunst hat das alles wenig oder nichts zu tun; dieser in London lebende Israeli hat in seinem Beitrag versucht, andere für sich arbeiten zu lassen, und ihm ist dabei meistens mit der gleichen Münze heimgezahlt worden. Wo sind da die „neuen Tendenzen“ in der Kunst, die uns Sandberg im Titel seines Buches ankündigt?

Das zweite von Yona Fischer aus Israel gebrachte Beispiel ist viel ernster. Die 32-Jahre alte Künstlerin Avital Gewa ist eine Sabra aus dem Hashomer Hazair-Kibbutz Ejn Shemer. Der eine von ihr gebrachte Beitrag ist ein Vertrag mit der Papierfabrik in Chedera über Sortierung von hebräischen und arabischen Büchern, die als Abfallpapier an die Fabrik zum Einstampfen geliefert wurden, namentlich aber in grossen Behältern gesammelt, sortiert und zum billigen Selbstkostenpreis von 16 bis 30 Agorot das Stück aus offenen dafür angeschafften Regalen an Interessenten — Juden und Araber — verkauft werden. Mit Recht weist die Künstlerin darauf hin, dass diese Kooperation auf dem Gebiete der Abfallverwertung als Koordinator wirke zu gegenseitiger Hilfe und Kontakte schaffe zwischen einem Industrieunternehmen und der lokalen Bevölkerung.

Das zweite Beispiel von Avital Gewa zeigt die Arbeit einer Kunst-

klasse aus dem Hashomer Hazair-Seminar Givat Habiba, nämlich die Verarbeitung einer Tonne roher Gurken zu ansprechend eingeleiteten gesalzenen Gurken innerhalb von fünf Tagen.

Diese beiden Beispiele wirken zwar sozial-erzieherisch und sind auch ästhetisch bedeutsam, aber selbst bestimmt keine Kunstwerke, gehören also nicht in dieses Buch — wie auch viele andere Beiträge. Hier hat aber wohl Yona Fischer, der an Umweltschutz sehr interessiert ist, vorgeschwebt, dass solche sozial-ästhetischen Bestrebungen auch für die Schaffung einer jungen Kunst bedeutsam sein können, ähnlich wie Werkbund, Bauhaus und „Stijl“ im Anfang dieses Jahrhunderts für eine neue Kunst den Weg bereitet haben. Heute ist aber die Situation ganz anders. Avital Gewa arbeitet mit ihren populär-ästhetischen Bestrebungen künstlerisch isoliert, bestimmt fern von dem überzüchteten intellektuellen Snobismus der meisten Beiträge dieses Buches.

Nach so vielen Vorbehalten und Problematik in der modernen Kunst sei als erhaltensames Gegenbeispiel noch ein ganz anderes im DuMont Schauberg Verlag erschienen Buch erwähnt: „Lebendiges Pompeji. Pompeji und Herculannum. Antlitz und Schicksal zweier antiker Städte“, Text von Theodor Kraus, Fotos von Leonhard von Matt. Die Lektüre dieses Buches in Anlage und Ausstattung, vor allem auch den herrlichen Farbbildern, ist ein reiner Genuss und die schönste Erinnerung an einen Besuch dieser Vesuv-Städte.

HEINRICH STRAUSS

Dr. David Taubes zum 90. Geburtstag

Dr. David Taubes seines Zeichens Jurist, dem Beruf nach Versicherungsfachmann, feiert in voller körperlicher und geistiger Frische im Elternheim des IOMe a/N Anitta Müller-Cohen in Ramat Chen seinen 90. Geburtstag.

Sein Vater, Löbl Taubes, ein Nachkomme des Baal-Schem-Tov, spielte, nachdem er samt Familie im Zusammenhang mit den Ereignissen des Ersten Weltkrieges aus Galizien nach Wien gekommen war, im jüdischen Gemeinde- und Gesellschaftsleben eine besondere Rolle. Er war ein begabter, überzeugender Redner beliebt und geachtet sowohl in den orthodoxen als

auch in den zionistischen Kreisen. Im Geiste seines Vaters war Dr. David Taubes tätiger Zionist. Er gehörte zu den bekanntesten Funktionären der Partei der Allgemeinen Zionisten Gruppe A, bis er im Rahmen der österreichischen Alijawa-Welle 1938/39 nach Erez Israel kam. Hier setzte er seine Tätigkeit in der Versicherungsbranche, gestützt auf das ihm allgemein entgegengebrachte Vertrauen, fort. Er ist Vize-Vorsitzender des Councils of Jews from Austria in Israel. Seine vielen Freunde wünschen dem Jubilar noch weitere Jahrzehnte in Gesundheit und Zufriedenheit.

Bekannt in Stadt und Land
für feinste Damen- und Herrenmoden
I WANIR
TEL-AVIV • HAIFA • HERZLIA

הג שמח לכל ידידיו ולקורותיו

ALTESTE MELODIE DER WELT

Die Entzifferung einer 3400 Jahre alten Melodie aus dem Raum des östlichen Mittelmeers hat zu einer Revolution in der Forschung nach den Grundlagen der mordenen Musik des Westens geführt. Dies erklärte die Entdeckerin der nach heutigem Empfinden an ein Wiegenlied gemahnenden Tonfolge in der kalifornischen Universitätsstadt Berkeley. Professor Anne Kilmer bezeichnete ihren Fund als die vermutlich älteste bekannte niedergeschriebene Melodie der Erde.

Gefunden wurden die auf Tontafeln geritzten Musikzeichen bei Grabungen in der antiken Stadt Ugarit, deren Kultur im zweiten Jahrtausend v. Ch. ihre Hochblüte erlebte. Der Aufbau des Liedes gleicht der Tonfolge zeitgenössischer Musik. Die ältesten bisher bekannten Musikstücke unter Verwendung der bekannten westlichen Tonleiterskalen kommen nach Angaben der Professorin rund 2000 Jahre später aus Griechenland.

Das Werk mit einer Aufführungsdauer von ca. drei Minuten sehen Wissenschaftler als Liebeslied oder als Ode an die Götter. In Berkeley wurde es vor kurzem unter Begleitung mit einer eigens für diesen Zweck gebauten elfsaitigen Lyra aufgeführt.

SINKENDE PROZENTSATZ DER ANALPHABETEN

Zwar erhöht sich die Zahl der Analphabeten jedes Jahr, aber ihr prozentualer Anteil an der Gesamtbevölkerung der Welt nimmt ständig ab. Aus dem neuesten Statistischen Jahrbuch der Unesco geht hervor, dass es 1960 etwa 735 Millionen Menschen über 15 Jahren gab, die weder lesen noch schreiben konnten. Im Laufe eines Jahrzehnts erhöhte sich diese Zahl auf 783 Millionen. Prozentual zur Weltbevölkerung bedeutet das einen Rückgang des „Analphabetismus“ in dieser Periode von 39,3 auf 34,2 Prozent.

Die meisten Analphabeten finden sich gegenwärtig noch in den schwarzafrikanischen Staaten (73,9 Prozent) sowie in der arabischen Region (73 Prozent); doch liegen diese für 1970 berechneten Ziffern um 7 beziehungsweise 8 Prozent unter dem Stand von 1960: Die wenigsten Analphabeten hat Nordamerika mit 1,5 Prozent (1960: 2,4), gefolgt von Europa und der Sowjetunion mit 3,6 Prozent (1960: 5,2). In Lateinamerika gibt es noch 23,6 Prozent des Lesens und Schreibens Unkundige (1960: 32,5 Prozent); in Asien (ohne Volksrepublik China) beträgt die Zahl der Analphabeten 46,8 Prozent (55,2).

Deutlich benachteiligt sind nach wie vor die Frauen. Ihr Anteil unter den Analphabeten nimmt langsamer ab: „Nur“ 28 Prozent der männlichen Weltbevölkerung kann weder Lesen noch Schreiben (1960: 33,5 Prozent), während es bei den Frauen immer noch 40,3 Prozent (1960: 44,9) sind.

EINE VISION VOM AUSZUG AUS ÄGYPTEN

Schönbergs „Moses und Aron“ in der Hamburgischen Staatsoper

Auf Einladung des Intendanten der Hamburgischen Staatsoper, die Arnold Schönbergs biblisches Musikdrama „Moses und Aron“ beim diesjährigen Israel-Festival im August im Römischen Theater von Caesarea zur Aufführung bringen soll, besuchte unser Mitarbeiter die festliche Premiere der Hamburger Inszenierung.

War es geplant, oder war es Zufall? Wenige Tage vor dem Pessachfest, mit dem wir der Befreiung des jüdischen Volkes von ägyptischer Knechtschaft und der Vision des Moses von Israels gottgewollter Bestimmung und Aufgabe gedenken, hatte an der Hamburgischen Staatsoper eine ergreifende neue Inszenierung von Arnold Schönbergs grandiosem Musikdrama „Moses und Aron“ Premiere.

Schon 1932 vor Schönbergs Emigration waren zwei Akte des Werkes in Text und Partitur vollendet gewesen; später skizzierte, bearbeitete und veränderte Schönberg einen dritten Akt, fand aber keinen ihn befriedigenden Schluss, keine Lösung des tiefen Konfliktes zwischen dem ganz aufs Geistige, auf die Idee gestellten Moses und dem auf aktives Handeln und starke Führung des Volkes gerichteten Aron: die vorliegende Textversion wurde nicht mehr komponiert. Am 12. März 1954 erkrankte das Werk in konzertanter Aufführung zum ersten Mal in einem Konzert des Norddeutschen Rundfunks und wurde auf Schallplatte festgehalten. Am 6. Juni 1957 war die szenische Uraufführung am Zürcher Opernhaus, ihr folgten Aufführungen an zehn Bühnen in Deutschland, Boston, London, Wien und zuletzt in Paris. Wo immer das Musikdrama zur Aufführung kam, übte es eine ergreifende Wirkung aus; die Hamburger Inszenierung, die zwölfte des Werkes, kann als eine der erregtesten Visionen vom Auszug aus Ägypten gelten.

Moses wird von Schönberg als Märtyrer gezeichnet, als glühender Apostel, dessen Botschaft vom Volke nicht verstanden wird, dem das Volk — von Aron dazu noch aufgestachelt — kann an einen Gott nicht glauben, der unsichtbar, unvorstellbar, unbegreifbar ist; das Volk will seinem Gott Opfer bringen, will seine Gegenwart in Zeichen und Wundern erkennen. Moses ringt und eifert um die Gunst der in Knechtschaft verzweifelten Hebräer, doch „seine Zunge ist schwer“, und er wird nicht verstanden. Eine geniale Eingebung Schönbergs war es, den der Sprache nicht mächtigen Moses in der Oper nicht singen, sondern sprechen zu lassen, während

Aron, der die Masse des Volkes zu beeindrucken und zu gewinnen sucht, mit verführerisch expressiver Stimme singt. Die Vielheit des Volkes zeichnet Schönberg in allen nur denkbaren Nuancen des Flüsterns, Sprechens, Singens und Schreien, in einem Chorsatz, der in der musikalischen Literatur seinesgleichen nicht hat.

Die Symbolik von Schönbergs religiös-philosophischem Text hat der Regisseur Bohumil Hlischka in kongenialer Nachempfindung in eigener Weise zu realisieren versucht. In einer optisch wie musikalisch und dramatisch bewegten Aufführung lässt Hlischka das geknechtete Volk in den Klüften zweier gigantischer Felswände hausen und schufte; sie umschliessen die Bühne und sollen wohl symbolisch auch die beiden Tafeln des Gesetzes versinnbildlichen, welche das Volk einmal binden werden — der Regisseur kann im zweiten Akt der Oper auf diese Weise darauf verzichten, den vom Berge herabsteigenden Moses mit physisch vorhandenen Tafeln zu zeigen. Symbolisch sieht Hlischka auch die Schluss-Szene der Oper, in der Moses am Gelingen der ihm auferlegten Mission zweifeln muss: der Regisseur lässt sich Moses in ein Netz (der Widersprüche seiner eigenen Gedanken?) verwickeln, während das Volk Israel in die Freiheit, ins Verheissene Land zieht, das Moses nicht mehr sehen darf.

Die für jede Bühne problematische Szenenfolge der von Aron entfachten Orgien im Tanz um das Goldene Kalb („hier ist mein Stück wohl auch am meisten Oper, was es ja sein muss“, hat Schönberg einmal geäußert) war merkwürdigerweise in der Inszenierung des für seine visionäre Gestaltung organischer Szenen berühmten Regisseurs am wenigsten gelungen. Das lag wohl daran, dass die Einheit von Raum und Zeit durch Aufteilung der Episoden an verschiedene Schauplätze und unruhige Verwandlungen zerstört war und der Sinn dieser Szenen durch teilweise recht abstoßende Bilder entfremdet wurde. Hier sollten Korrekturen angebracht werden, — und sie sind glücklicherweise schon deshalb notwendig, weil in Caesarea nicht die technischen Gegebenheiten einer modernen Opernbühne vorhanden sind.

Für die beiden in Lebensaufassung und Glauben so verschiedenen Brüder hätte Hamburg die idealen Interpreten gefunden: der aus Salzburg stammende Franz Maxara gestaltete die Sprechrolle des Moses in vergeistigter und dabei eindringlicher Weise, und Richard Cassly sang die lyrisch-expressive Partie des Aron in strahlend-verführerischer

tenoraler Klanggebung, ohne die Deutlichkeit der Diktion zu vernachlässigen. Ein grosses Ensemble eindrucksvoller Sänger und Sängerinnen gestaltete die nur kurzen solistischen Episoden in diesem Werk, in dem neben den beiden Protagonisten die Hauptrolle den Chören zufällt. Der Chor dieser Hamburger Aufführung verdient höchste Bewunderung; die Chorleiter Günther Schmidt-Bohländer und Winfried Maczaweki hatten in monatelanger Arbeit das Maximum an musikalischer Deutung und textlich plastisch gestalteter Wiedergabe erreicht. Roudi Barth schuf die Bühnenbilder und Wilhelm Bauer die Kostüme, Gray Verdon die Choreographie. Die musikalische Leitung hatte der Chefdirigent der Hamburgischen Staatsoper, Horst Stein; es gelang ihm eine ungemein beschwingte, durchsichtige und dabei farbige, klugvolle, expressiv lyrische Realisation dieser vielschichtigen Musik, die immer von Neuem unmittelbare dramatische Wirkung ausübt und auch in Hamburg wieder ein ergriffenes Publikum zu begeistertem, frenetischem Beifall — für Werk und Interpreten — hinriß.

In der für Caesarea notwendigen Adaptation wird diese Aufführung des grossen Musikdramas gerade in Landschaft und Atmosphäre des biblischen Landes sicherlich zu einem besonderem Erlebnis werden. Die Oper wird in der deutschen Originalsprache des Textes gesungen werden, doch die Festspielproduktion durch die Israeli Music Publications mit Lizenz der Schönberg-Erben eine hebräische Fassung des Textes (Israel Eliraz) in Buchform herausbringen, um Sinn und Gehalt des Dramas vor allem auch der israelischen Jugend zu erschliessen. Für die vier vorgesehene Festival-Aufführungen werden alle 380 Mitwirkenden der Hamburger Inszenierung nach Israel kommen, nur wird Gary Bertini anstelle des zur selben Zeit in Bayreuth verpflichteten Horst Stein die Aufführungen dirigieren. „Moses und Aron“ wird also nun endlich im Lande der Bibel zu hören sein und Höhepunkt des diesjährigen Israel-Festivals werden, das in diesem in aller Welt begangenen Schönberg-Jahr mit einer Aufführung von Schönbergs „Gurreliedern“ beginnen soll.

PETER GRADENWITZ

Theaterbrief aus London

Peter Hall hat die Leitung des „National Theatre“ von Laurence Olivier übernommen — und seiner Theatermaschinerie die Zügel schliessen lassen. Seine erste Inszenierung des Shakespeareschen „Sturm“ erntete einen Hagel ablehnender Kritiken und einen Enttäuschungssturm. „Der Sturm“ ist Theater, aber kein Oratorium, keine Oper“, bemerkte bissig ein Rezensent. Peter Hall hat sich scheinbar von den Erfolgen seiner Operninszenierungen in Glyndebourne und Covent Garden verleiten lassen, Kunstgriffe, die für Barockopern angemessen sein mögen, im Old Vic anzuwenden. Der Phantasia ist in diesem „Sturm“ kein Spielraum gelassen. Es wimmelt von Ungeheuern aus Zauberflöte und Hieronymus Bosch, Caliban scheint ein halbkalpiertes Indier, Göttinnen schweben samt Regenbogen auf Wolkenschaukeln, und unten tanzen Oklahomabauern ihren Reigen. Schliesslich ist Ariel ein falsetto singender (er formt die Laute, irgendwer singt anderswo). Hermaphrodit, Putzputzchencherub, der in einer Schlinge balancierend auf und ab und seitwärts über die Bühne segelt. Mit einem Wort: Kitsch. Da hilft auch nicht, dass der ehrwürdige Veteran der englischen Bühne Sir John Gielgud

Prosperos Verse mild, matt und mutig insiziert.

Man erinnert sich, dass Peter Hall schon des öfteren seit Beginn seiner erstaunlichen Karriere im Kitsch abgeglitten ist, um dann plötzlich wieder meisterhaft abgerundete Inszenierungen auf die Bühne zu stellen. Er selbst meint beschwichtigend, dass sein „Sturm“ erst auf der neuen Bühne des im Bau befindlichen Nationaltheaters — also in etwa einem Jahr — voll zur Geltung kommen kann. Eine stürmische Fahrt hat begonnen, und das ist gewiss ermüdender Windstille vorzuziehen.

★

Vor noch nicht allzulanger Zeit schien die Existenz einer ganzen Reihe von Bühnenhäusern in London gefährdet. Doch jetzt hat man das Fersehen satt, meidet die Kinos, und damit ist Theater — nicht nur in London, sondern auch in der Provinz — wieder im Erstarken. Der Witz ist, dass in London nicht mehr alte Theater in Kinos umgewandelt werden, sondern umgekehrt einige leerstehende Kinos jetzt in Theater umgebaut werden. Schauspiel zieht auch wieder in seine alten Schauplätze ein, in die Tavernen, Pubs, in die traditionellen Wirtschaften, von

(Schluss Seite 8)

Schuld und Sühne für den Oktoberkrieg (Schluss von Seite 1)

sei der Schuldige, weil er nicht rechtzeitig gewarnt hat.

Der ehemalige Oberkommandierende der Suedfront, *Gonen*, wiederum, der mitten im Kriege an die Scharm-el-Scheich-Front versetzt wurde, und den die Kommission ebenfalls für Fehldispositionen und Versagen der Führung, in den ersten Kriegstagen für verantwortlich hält, ist noch nicht sachlich auf die Kommissionsvorwürfe eingegangen, sondern erklärt, in seinen Rechten als Staatsbürger verletzt worden zu sein, weil ihm nicht Gelegenheit gegeben wurde, sich rechtzeitig vor Veröffentlichung des Kommissionsberichts zu den Vorwürfen zu äussern, seinerseits Zeugen zu benennen und Zeugen ins Kreuzverhör zu nehmen. Er verlangt daher, das Versäumte nachzuholen und ihm die Möglichkeit zur Rehabilitierung zu geben. Es ist schwer vorstellbar, dass die Kommission, deren Vorsitzender der Präsident des Obersten Gerichts ist und der als einer der Mitglieder ein weiterer Richter des Obersten Gerichts angehört, die Verfahrensvorschrift des Paragraphen 15 des Gesetzes über Untersuchungskommissionen übersehen haben sollte. Eine öffentliche Erörterung dieser Frage ist jedoch nicht möglich, weil die Kommissionsberatungen wie Gerichtsverfahren unter dem Schutz der sub-judice-Bestimmung stehen und der vorliegende Bericht ausdrücklich als Teilbericht freigegeben wurde, die Tätigkeit der Kommission also noch keineswegs beendet ist.

Darum wird sich auch die Diskussion über die ministerielle Verantwortung für das Versagen der militärischen Führung vor und in den ersten Tagen des Oktoberkrieges noch lange hinziehen und die Gemüter erhitzen an der Frage, ob tatsächlich — wie die Kommission meint — der Verteidigungsminister zu keiner anderen Ansicht kommen musste als der, die ihm der Generalstabschef und der Chef des Nachrichtendienstes vortrug; dass er sich also ebenfalls blindlings auf die Auswertung des Informationsmaterials verlassen durfte und auf die Standfestigkeit der Theorie vom stehenden Heer als ausreichendem Schutzwall. Elasar behauptet in seinem vorerwähnten Schreiben, die Kommission habe die Kompetenzabgrenzung und Kompetenzverteilung zwischen Generalstab und Verteidigungsminister falsch begriffen: der Verteidigungsminister habe bei uns auch volle Befehlsgewalt über die operativen Pläne, die ihm ja auch unterbreitet wurden, und erst wenn die Kämpfe tatsächlich ausgebrochen sind, gehe die operative Führung zur Gänze auf den Generalstab

über. Die Kommission hat jedoch festgestellt, dass keine gesetzliche Bestimmung dem Verteidigungsminister die Position eines „Supergeneralstabschefs“ gibt, ganz zu schweigen davon, das er selbstverständlich nicht automatisch eine Art Oberster Feldherr für die bewaffneten Streitkräfte wird. Da sich aber für die Zukunft die Notwendigkeit der Schaffung einer obersten Befehlszentrale ergibt, schlägt die Kommission die Bildung eines ministeriellen Sicherheitskomitees vor mit dem Ministerpräsidenten als Vorsitzenden und mit nicht mehr als vier weiteren Mitgliedern. Der bisherige Sicherheitsausschuss habe seine Funktionsfähigkeit weitgehend eingebüsst, weil ihm im Laufe der Zeit mehr und mehr Minister aus parteipolitischen Gründen kooptiert wurden.

Dies erscheint einleuchtend, löst aber nicht die Frage der *parla-*

mentarischen Verantwortlichkeit für die Versager zu Anfang des Oktoberkrieges. Die Kommission erklärt hierzu: dies festzustellen, sei nicht ihres Amtes, dazu sei sie nicht berufen; sie habe nur seine, des Verteidigungsministers, direkte Verantwortung für die operativen Massnahmen des Generalstabs geprüft. Sie weist darauf hin, dass selbst im britischen parlamentarischen System, das unser Vorbild ist, der Minister zwar für alle Fehler und alles Versagen seiner Untergebenen einzustehen hat, dass es jedoch keine allgemein gültige Regel dafür gibt, wann ein Minister zurückzutreten habe. Genauso habe die Frage unbeantwortet zu bleiben, ob ein Minister aufgrund seiner eigenen Kenntnisse und Erfahrungen (in unserem Falle als ehemaliger Generalstabschef) gegen die einstimmige Ansicht seiner eigenen beruflich geschul-

ten Ratgeber zu handeln habe.

Womit jedoch wiederum nicht das Problem gelöst wird, ob nicht aus Gründen der öffentlichen „Hygiene“ sich der Mann an der Spitze selbstverständlich immer vor die Menschen zu stellen hat, die in seinem Ressort ins Kreuzfeuer der Kritik geraten, und dass er die Konsequenzen ziehen muss, wenn deren Versagen Ausmasse annimmt, die den guten Ruf des ganzen, in diesem Falle des militärischen, Establishment ins Wanken bringen. Das ist die entscheidende Frage. Die Kommission betont mit Nachdruck, dass die Heeresleitung im Jom Kippur-Kriege vor den denkbar schwierigsten Entscheidungen stand, und dass Zabai schliesslich die Oberhand gewann. Diese Tatsache lasse den Schluss zu, dass das Heer die Kritik überstehen und auch schmerzliche Konsequenzen ziehen werde, womit seine Stärke und seine Ehre wachsen werden.

Theaterbrief aus London (Schluss)

denen mehr und mehr ausser bier-schlicher Gemeinsamkeit auch kurze Mittags- und Abendtheaterprogramme bieten. Junge Dramatiker machen dort ihre ersten Gehversuche; Pantomimen, satirische Sketche, sogar zahmes politisches Kabarett locken ein wachsendes Publikum.

Aber für Joan Littlewoods „Theatre Workshop“ im East-End scheint unwiderruflich das Ende gekommen, wenn die neue Regierung ihr nicht noch in letzter Minute unter die Arme greift. Das Haus, in dem sie so lange regierte, soll der Spitzhacke der Entwickler zum Opfer fallen, und das Ensemble wird aufgelöst. Mit dem letzten Knall einer Osterkirmes im Freien will die La Mama des englischen Theaters den Olymp ins Wanken bringen — sie droht sogar, wieder auf die Strasse zu gehen wie am Anfang vor 25 Jahren.

Brutalität auf der Bühne zeigt wieder einmal ein neues Stück — „Scene“ von James Dawson. Als Liebesprobe verlangt der junge Tyrann von seiner Geliebten, dass sie ihr uneheliches Kind umbringt. Sie tuts, und darauf verlässt er sie. Empörte Kritiker scheinen zu übersehen, dass sie vor Jahren beispielsweise einem Stück von Edward Bond zujubelten, in dem ein Kind im Kinderwagen auf der Bühne zu Tode gesteinigt wurde. Beachtlich ist David Hares neues Stück „Knuckle“, das die abenteu-erlich-abeurde Atmosphäre von Waffenhandel und Politik zweideutig beleuchtet. Offen bleibt, ob das Stück den Schwandel der kapitalistischen Gesellschaft entlarven will, oder den Ehrgeiz hat ein psychologischer Krimi zu sein, in dem der Sohn gegen den Vater rebelliert, um am Ende in seine Fussstapfen zu treten.

Das alljährliche Festival des Londoner Stadtteils Camden hat dieses Mal einen Coup gelandet: die Wiederentdeckung der völlig vergessenen Oper eines englischen Zeitgenossen Mozarts. Stephen Storace, Sohn eines italienischen Musikers in London, war der Bruder der ersten Susanna Mozarts, Nancy Storace, und komponierte in Mozarts Stil. Kein Geringerer als Da Ponte verfasste das Libretto der „Gli Equivoci“, die jetzt in englischer Übersetzung als „Komödie der Irrungen“ (nach Shakespeares Werk) aufstanden sind. Für die Erstaufführung nach fast 200 Jahren hatte sich eine Opera

da Camera gebildet, und das Werk kann keineswegs als „Mozart ohne Funken Genie“ abgetan werden. Eine charmante Entdeckung, die man auf grösserer Bühne besser wiederzusehen hofft.

Nixon und Watergate erscheinen parodiert als skandalöse Welt in Shakespeare's „Richard III“, von David Edgar umgestanzt. Pompös versifiziert, erledigt als „Richard Crookback“ seine Opfer im Rahmen einer elisabethanischen Chronik. Es bleibt ein zahmer Versuch — politisches Kabarett floriert im Englischen eben nur in den Spalten der satirischen Zeitschrift „Private Eye“.

PETER MUNK

Grosse Auswahl in drei Stockwerken
von modernen Möbeln
Architekten-Beratung

תנ שמו

MOEBEL-NOHIUT LTD.

4 Schlomzion Hamalka St., Jerusalem

PIANO-GOREN

Jerusalem, Shamai Str. 12.

Alleinige Vertretung von Grotian-Steinweg.
Auswahl von besten, neuen Klavieren und
Gelegenheitsverkauf von alten Klavieren.

Jüdische Familien, die aus Crailsheim/Württ.
stammen — werden gebeten, sich mit
Erich M. Lehmann Nahariya — P.O.B. 1567
in Verbindung zu setzen.

Der Tierschutzverein Tel Aviv, Salame Rd. 30, Tel. :
827621 sucht freiwillige Mitarbeiter und Helfer für
administrative Aufgaben täglich 8.00 bis 16.00 Uhr
(ausser freitags).